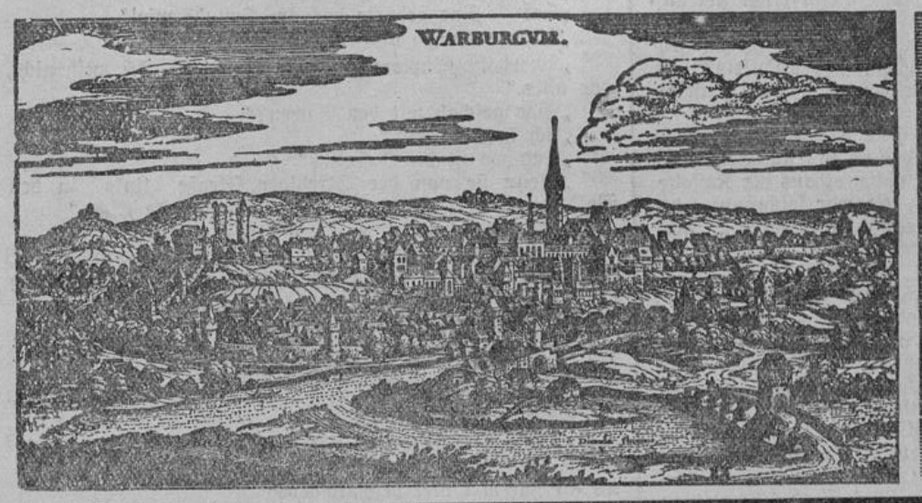
Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 28 | 6. April 1935 | 9. Jahrgang

Heimatecke

Zur Geschichte der Gemeinde Dössel

(Nach Auszügen aus der Dorfchronik) von Autt, Brakel

„Erst gehörst Du Deinem Gotte,
Ihm zunächst der Heimaterde.
Bist Du stark, sei froh; am stärksten
Ist der Mann am eignen Herde."
F. W. Webers Dreizehnlinden

Einführung

Da ich auf dem Dorfe geboren und aufgewachsen bin, auch mein Beruf mich durch 50 Jahre in ständiger Berührung mit der bäuerlichen Bevölkerung hielt, so darf man mir eine genaue Kenntnis der das Land betreffenden Fragen nicht absprechen. Bei dem großen Interesse für den ersten Nährstand des Volkes studierte ich nicht nur die wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern auch die Leute des Landes. Und immer mehr lernt man dabei den Westfälischen Bauer achten und lieben. Er würde es sicher nicht schätzen, wenn man seine Vorzüge, als da sind: Fleiß, Sparsamkeit, Familiensinn usw. hervorheben wollte. Wo Licht ist, da ist natürlich auch Schatten, und so hat er auch seine Mängel. Daß er den Geldbeutel festhält, ist Tugend und Fehler zugleich, je nach dem Grade, in dem es zur Auswirkung kommt. In seinem praktischen Empfinden schätzt er ideelle Güter nicht hoch ein. Die Frage ist: was bringt das ein? Aus dieser Mentalität heraus hat er auch nicht viel Sinn für Stammes- und Familienforschungen. In mündlicher Ueberlieferung werden die Familienbeziehungen wach gehalten, aber zum Niederschreiben kommt es nicht. Nicht selten habe ich mich darüber aufgeregt, wenn Landleute kaum von ihrer Großeltern Herkunft wußten, von Urgroßeltern ganz zu schweigen. Ich habe dann immer darauf hingewiesen, wie musterhaft dagegen die Familienchronik des Adels, die über mehrere Jahrhunderte hinausreicht, geführt ist. Habe dabei auch erwähnt, daß der ansässige Bauer doch auch ein kleiner Adliger sei, der auf seinen anererbten Hof und seine Vorfahren stolz sein müsse. Bei den Frauen fand man mehr Verständnis, als bei den vielbeschäftigten Männern. Es kommt auch vor, daß die Vorgeschichte absichtlich vergessen wird, wenn der Hof heruntergekommen war, oder jemand aus der früheren Generation unter seinen Stand geheiratet hatte. Das muß aber nun im neuen Deutschland anders werden, besonders nachdem die Regierung durch Erlaß einer Höfeordnung dem Bauernstande mehr Selbstbewußtsein einimpft. Der Bauer, auch der landwirtschaftliche Arbeiter oder der Handwerker soll sich bewußt sein, daß er hinter keinem anderen Stande zurücksteht. Der Wert der Arbeit macht den Mann, nicht das Maß von oft vermeintlicher Bildung. Noch ein weiteres gebe ich zu erwägen: Die verderbenbringende Landflucht und das mammutartige Anwachsen der Großstädte haben den Menschen entwurzelt. Die Stadt verschlingt ihn und seine Eigenart. Der Mensch wird ein heimatloser Zigeuner. Das Gefühl für Heimat und Tradition schwindet schon in der nächsten Generation. Es ist nicht mehr erdgebunden und mit der Scholle verwachsen. Dann hatte es der liberale Internationalismus leicht, auch den Sinn für die weitere Heimat, das deutsche Vaterland zu vernichten. Der Mann frohndete widerwillig an der Maschine, verlernte die Freude am Segen der Arbeit, den seine Eltern am Gedeihen der Mühe und dem Erntegewinn verspürten. Wird der Wert des Bauerntums und der Seßhaftigkeit wieder lebendig, dann hört auch die Landflucht auf, und der Sinn für die angestammte Heimat und die Familie wächst wieder.

Am zu einem kleinen Teile hierzu beizutragen, will ich die Geschichte meiner Heimat schreiben. Freilich ist das vorhandene Material nur dürftig und der Wille zur Mitarbeit minimal. Leider sind ja Kirchenakten im siebenjährigen Kriege und dem mehrmaligen Brand des Pfarrhauses abhanden gekommen. Wir müssen da mit dem Vorhandenen zufrieden sein. Zur Erforschung der Urgeschichte des Dorfes hat sich ein Altertumsforscher bereit erklärt. Dieser muß seine Mühe und Auslagen ersetzt bekommen, und da kommt die leidige Frage nach der Beschaffung des Geldes.

Brakel, den 1. Mai 1933.

Veterinärrat Autt.

Allgemeines

Die mir vorliegende Chronik der Gemeinde Dössel umfaßt die Zeit von 1800 bis 1860. In den ersten 40 Jahren ist sie geführt von Christoph Böhlen, der zuerst Dorfrichter, dann unter französischer Herrschaft Communemaire, dann Gemeindevorsteher war. Der Mann war nicht nur über das Maß der damaligen Zeit gebildet, sondern auch pflichteifrig. Die langen Jahre hindurch machte er fast monatlich seine Eintragungen, die in fehlerloser Handschrift säuberlich gemacht waren.

Die Regierung in Minden verfügte am 17. Dezember 1817, daß jede Gemeinde verpflichtet sei, eine Chronik zu führen, in die jährlich alle wichtigen Ereignisse einzutragen seien. Sie solle rückwirkende Kraft bis zum Beginn des Jahrhunderts haben. Jährlich mußte diese in der Gemeinderatssitzung verlesen und genehmigt werden. Nach dem Tode von Böhlen wurde Heinrich Peine Vorsteher, der das Werk gut fortsetzte. Dieser war ein Mann mit praktischem Blick, der sich den wirtschaftlichen Fragen, besonders dem Straßenbau zuwandte. Leider verstarb er schon nach 6 Jahren. Ihm folgte Hieronymus Autt, der nur wenig beitrug, und nur das wichtigste niederschrieb. Ebenso war es mit dessen Nachfolger Hennemann. Die dann folgenden Herren haben leider keine Feder angesetzt bis zur heutigen Zeit. Das kann man so wenig begreifen, als daß die Regierung wohl niemals eine Revision vornehmen ließ, ob ihrer Verfügung nachgekommen sei. Wir wüßten von der Geschichte Dössels in den letzten 70 Jahren nichts, wenn nicht damals die ausgezeichnete Pfarrchronik von Pfarrer Lünz eingesetzt hätte, die seine Amtsnachfolger bis heute fortgeführt haben. Wird die Pfarrchronik aber ausgearbeitet, dann haben wir ein lückenloses Material für die Geschichte unserer Heimatgemeinde. Für die vorigen Jahrhunderte sind nur einige Angaben der Chronik angedeutet, so aus dem 16. Jahrhundert aus der Regierung des Fürstbischofs Hermann Werner, ferner von den Jahren 1692 und 1743 aus der Regierung von Ferdinand v. Fürstenberg.

Eine chronologische Aufzählung der Ereignisse würde der Uebersicht schaden, auch den Leser ermüden. Deswegen habe ich das Material in verschiedene Rubriken aufgeteilt und diese durchlaufend behandelt.

Umfang der Gemeinde, Einwohnerzahl, Viehbestand

Zu Dössel gehörte zu Beginn der Berichtszeit das adlige Gut Riepen, dessen Besitzer v. Geismar genannt wird. Wie lange diese Familie dort saß, und wann sie es aufgab, ist nicht zu ersehen. 1818 saß auf ihm ein Pächter mit Namen Förster. Dössel und Riepen waren 1875 Morgen groß außer 10 Morgen Pfarr- und Küsterland. Eine Aufzählung im Jahre 1818 nimmt ohne Riepen 1486 Morgen an, von denen 329 Morgen Eigentum des Dorfes waren. Diese bestanden aus 186 Morgen Bruch, 27 Morgen Koppelweide, der Rest waren Brüche und Driesch.

Vorhanden waren 78 Wohnhäuser außer Pastorat, Schule und Gemeindehaus. Nach den verschiedenen Zählungen schwankte die Einwohnerzahl zwischen 501 und 523 Personen, eine Zahl, die noch der jetzigen gleichen dürfte.

An Haustieren wurden gezählt 78 Pferde, später 102, dann 168 Kopf Rindvieh, 51 Ziegen und 55 Schweine. Zu dieser Viehgattung wird bemerkt, daß die meisten an Bräune eingegangen seien. Die Zahl der Schafe und Schafherden wird nicht genannt.

Cultusangelegenheiten

Alle Einwohner gehörten dem katholischen Bekenntnisse an. Erst 1824 zog der erste Jude: Baruch Steinberg zu, dem später Michel Schönfeld folgte, wenn er nicht diesen ablöste.

1800 wird als Pfarrer Herr Anton Menne genannt, dessen Herkunft und Anstellung nicht benannt ist. Er wurde 1807 nach Neuenheerse versetzt. Ihm folgte Anton Dreyer, der nach 30jähriger Tätigkeit 1837 im Alter von 58 Jahren starb. Er wurde noch bei der Kirche beigesetzt. Damit die Ruhestätte nicht in Vergessenheit geriet, hat man den Grabstein feinsinnigerweise aufgenommen und an der Kirchenmauer in der Nähe des Grabes aufgestellt. Sein Nachfolger Anton Bröler kam im jugendlichen Alter von 25 Jahren, starb aber schon nach 5 Jahren an der Brustwassersucht. Ihm folgte der energische frühere Kaplan von Borgentreich Lünz, dessen Energie der Neubau des Gotteshauses zu verdanken ist. Nach seinem Tode im Jahre 1866 zog Pfarrer Gockeln ein, der noch sein 50jähriges Priesterjubiläum feiern konnte unter großer Anteilnahme der Gemeinde und weiteren Umgebung. Die folgenden Herren Spindeler, Dr. Meyer und der jetzige Pfarrer Fuest gehören nicht mehr meiner Berichtzeit an.

Der Lehrer Sommer, dessen Dienstantritt nicht erwähnt wird, starb 1806. Sein Nachfolger Bischof wurde nach 6 Jahren nach Neuhaus versetzt. Rühmend muß dessen Nachfolger Aufenberg erwähnt werden, von dessen Beliebtheit aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums gesprochen wird. (Fortsetzung folgt.)

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben". Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

(27. Fortsetzung)

Dr. Haberland konterte:

„Ist die dramatische Szene bald zu Ende? — Sie sind heute wirklich sehr gesprächig geworden. — Also Sie leugnen, mit Sigrit Sundborg gemeinsam Joachim Gerdahlen ermordet zu haben? Sie wollen auch Sigrit Sundborg nicht zur Ermordung Frau Gerdahlens angestiftet haben? Sie wollen ihr auch das Gift nicht zugesteckt haben?"

Albert Gerdahlen hatte ihn gar nicht gehört. Er sah flehend auf Sigrit.

„Halte aus! Schwöre es mir, daß du aushältst! — Es muß Hilfe kommen! Glaube daran!"

Dr. Haberland gebot:

„Sie haben jede Unterredung mit dem Mädchen zu unterlassen — Herr Wachtmeister, führen Sie ihn ab!"

Der Aufseher trat hinzu.

„Kommen Sie! — Keinen Widerstand!"

Sigrit hob die Hände.

„Albert, ich halte aus! Und du, denke immer an mich!"

Der Wachtmeister schob Albert Gerdahlen zur Tür.

Sigrit Sundborg aber brach lautlos zusammen.

XIII.

Paul Stein betrachtete prüfend den Gefangenen. Er war vor einer Stunde in Rotterdam angekommen und hatte sich sogleich zur Polizeidirektion begeben. Jetzt ward ihm der aufgegriffene Verdächtige vorgeführt.

Er nickte.

„Ohne Zweifel, Sie sind Bruno Bauer!"

Der Mann fuhr auf.

„Das ist nicht wahr! Ich kenne den Menschen nicht! Ich habe meine Papiere!"

„Alles gefälscht, das kennen wir schon. — Was haben Sie mit dem übrigen Geld gemacht, was Sie ihrem Onkel, dem Otto Müller, abnahmen?"

„Ich habe kein Geld genommen, ich bin unschuldig!"

„Unschuldig? — Wobei?"

„Ich habe nichts Unrechtes getan."

„Hat Ihr Onkel Ihnen das Geld gegeben?"

„Ich habe kein Geld erhalten. Ich wußte gar nicht, daß mein Onkel —"

„Das wußten Sie also nicht?"

„Nein! — Ich —. Mein Onkel lebt in — in Stettin."

„Nein, der lebt überhaupt nicht mehr. Der ist tot."

„Ich —"

„Na, nun leugnen Sie doch nicht mehr! Sie sind Bruno Bauer. — Was wollen Sie denn? Die Auslieferungsverhandlungen werden sofort eingeleitet. Sie sind bald wieder in Deutschland. Sie werden Ihrer Wirtsfrau, ihren Bekannten gegenübergestellt. — Mann, was denn noch leugnen? — Haben Sie ein so schlechtes Gewissen?"

„Ich —. Nein, ich habe überhaupt nichts getan. Ich bin kein Mörder."

„Das wußten Sie also nicht?"

„Aber in dem Steckbrief steht es."

„Soso, da steht es! — Na, jetzt haben Sie aber glatt zugestanden, daß Sie der auf dem Steckbrief abgebildete Mann sind. — Ruhig! — Das haben Sie gesagt."

Bruno Bauer zitterte.

„Ich bin aber kein Mörder!"

„Aber Sie sind Bruno Bauer?"

„Ich —. Ja, ich bin es."

„Sehen Sie! Also einen Schritt sind wir weiter!"

„Aber ich bin kein Mörder!"

„Ich glaube es auch kaum."

„Sie —?"

Ungläubig sah Bruno Bauer den Kriminalinspektor an.

„Freilich halten Sie mich für einen Mörder!"

„Nicht so bestimmt, wie Sie denken. — Bleiben Sie jetzt mal sorgsam bei der Wahrheit!"

„Ich — will ja alles sagen."

„Geben Sie zu, Ihrem Onkel Otto Müller sein Erbe, 5000 Mark, gestohlen zu haben?"

„Nein, ich habe nichts gestohlen!"

Paul Stein runzelte die Stirn.

„Hören Sie, wenn Sie lügen, kommen wir nicht weiter. Machen Sie mich nicht ernstlich bös!"

„Ich habe das Geld aber nicht gestohlen. Ich nahm es mir. — Ich bin doch der einzige Verwandte meines Onkels gewesen. Also hätte das Geld doch mir gehört. Das ist doch kein Diebstahl!"

„So! Warum sind Sie dann geflohen?"

„Weil ich ein Narr war!"

„Das Geld gehörte aber doch Ihrem Onkel. Wie nahmen Sie es denn?"

„Aus der Kassette nahm ich es."

„Dann haben Sie es doch auch gestohlen!"

„Er war ja schon tot, als ich mir das Geld nahm."

Paul Stein fragte hastig:

„Tot war er?"

„Ja, er war wahrhaftig schon tot, als ich das Geld nahm. Hätte ich gewußt, daß ein Mord vorlag, dann hätte ich mich freilich gehütet, ins Haus zu gehen und das Geld zu holen. Aber ich dachte doch an Selbstmord. Wenn einer sich aufhängt, dann ist es doch immer Selbstmord!"

„Immer eben nicht! — Jetzt überlegen Sie sich mal jede Frage! — Sie wußten von der Erbschaft Ihres Onkels?"

„Ja, mein Onkel hatte es mir gesagt — auch sonst erzählten die Leute davon."

„Sie wußten auch, wo er das Geld hatte?"

„Anfangs nicht; aber einmal bat ich ihn um Geld. Da gab er mir zwanzig Mark, und die nahm er aus der Kassette. Da sah ich das viele Geld drin — Er war leichtsinnig, der alte Mann, soviel Geld in der Kassette aufzubewahren. Aber so sind eben alte Leute!"

„Und was weiter?"

„Ja, — ich saß wieder mal sehr fest. Hatte kein Geld! Die Nacht durchgezecht. — Man ist eben jung. — Arbeit gab's auch keine. — Da dachte ich mir: „Wozu hingehen und schlafen? Die Nacht ist sowieso halb vorbei. Gehst nach Hohenfried und siehst zu, ob der Onkel wieder etwas Geld herausgibt!" — Ich lief also los. Der Onkel stand immer früh nach vier Uhr auf, jeden Tag. Da wollte ich ihn, noch ehe er später ins Herrenhaus ging, sprechen. Ich war in dem Park und ging hin zum Gärtnerhaus. Wie der Weg eine Biegung macht, sehe ich vorn die große Buche und sehe meinen Onkel dran hängen. — Ich denke, der Schlag soll mich rühren. Ich gehe hin, fasse ihn an. Nichts, der ist tot! — Ich wußte keinen Rat. Da dachte ich an das Geld, an meine Notlage. — Es war ja nun mein Onkel tot, Erben hatte er außer mir keinen. Ich sagte mir: Wer weiß, wer das Geld jetzt an sich nimmt; vielleicht mußt du erst hundertmal zum Gericht laufen, ehe du es erhälst! Hole es dir selber! — Ich laufe hin zum Gärtnerhaus, gehe in die Stube. Da steht auf dem Schrank die Kassette. Ich steige aufs Sofa, nehme sie herab und renne, was ich kann, davon. Dann begab ich mich zu meiner Wirtin, zog mich um und — fort! — Ich wollte nach Amerika!"

Er sah Paul Stein zweifelnd an.

„Sie glauben mir natürlich kein Wort?"

„Doch, ich möchte Ihnen sogar alles glauben, wenn Sie meine Fragen jetzt zufriedenstellend beantworten können. — Ich mache Sie darauf aufmerksam: Sie sind des Mordes an Ihrem Onkel verdächtig! Sie sind sogar verdächtig, an der Ermordung Herrn Joachim Gerdahlens beteiligt zu sein!"

„Ich? — Was soll ich denn mit Herrn Gerdahlen zu tun haben?"

„Sie haben eine Zündholzschachtel verloren, die Giftspuren aufweist."

„Ganz ausgeschlossen! Ich rauche nicht, ich trage nie Zündhölzer bei mir."

„Das werden wir ja noch feststellen!"

„Wahrhaftig, es ist so!"

„Sahen Sie denn irgend etwas Auffälliges, als Sie zu der Buche kamen und Ihren Onkel am Baume hängend erblickten?"

„Gar nichts! Ich sagte es ja schon! Ich schwor auf einen Selbstmord."

„Weshalb sollte denn Ihr Onkel Selbstmord begehen?"

„Weiß ich es! — Er hatte oft so komische Launen. Vollends, seit der alte Herr Gerdahlen tot war. Wenn ich nicht wüßte, daß das Unsinn ist, hätte ich gedacht, mein Onkel sei Gerdahlens Mörder."

„Weshalb sollte denn nun aber Ihr Onkel Ihrer Ansicht nach Selbstmord begangen haben?"

„Vielleicht aus Schwermut. — Er war eben ein Sonderling. — Oder in plötzlicher geistiger Umnachtung!"

„Soso! — Und Sie sahen auch niemand?"

„Kein Mensch war zu sehen."

„Wie fanden Sie die Haustür?"

„Eingeklinkt, nicht versperrt."

„In der Stube fiel Ihnen auch nichts auf?"

„Gar nichts! Soll es denn wirklich ein Mord gewesen sein?"

„Allerdings! Es liegt Mord vor. — Sie nahmen die Kassette vom Schrank. — Und dann?"

„Ich floh mit ihr."

„Wohin?"

„In den Wald, der sich hinter Hohenfried nach Strehla hinüberzieht."

„Was geschah mit der Kassette?"

„Ich brach sie im Walde auf."

„Sie nahmen das Geld?"

„Ja. — Das gehörte doch im Grunde mir!"

„Was war noch in der Kassette?"

„Allerhand Papiere, auch ein Notizbuch. Ich weiß nicht, was alles."

„Was geschah mit den Sachen?"

„Ich ließ sie drin."

„Und wo ist die Kassette?"

„Wenn sie von der Strehlaer Straße links in den Waldweg einbiegen, kommen Sie an eine alte Eiche."

„Die kenne ich."

„Der Baum ist hohl. Wenn man in die Oeffnung langt, kann man nicht den Boden berühren. — Da in die Oeffnung warf ich die Kassette."

„Mit allen Papieren?"

„Nur das Geld nahm ich. Alles andere ließ ich drin."

„Mann, lügen Sie mich jetzt nicht an!"

„Es ist wahrhaftig so!"

Paul Stein stand auf.

„Hören Sie! — Haben Sie die Wahrheit gesagt — finde ich die Kassette, dann wird man Sie nicht mehr des Mordes an Ihrem Onkel beschuldigen!"

Bruno Bauer fragte zaghaft:

„Und wenn man mir doch den Prozeß macht?"

„Nein, das wird dann nicht geschehen."

„So kennen Sie jetzt den Mörder?"

„Den Mörder? — Ja, den dürfte ich wohl kennen."

14.

Als Paul Stein am Morgen zur Polizeidirektion kam, sagte ihm ein Kollege: „Sie werden schon dringend erwartet. Der Chef fragte bereits dreimal nach Ihnen."

Da eilte er in den ersten Stock und klopfte an die Tür zum Zimmer seines Vorgesetzten.

Der Polizeidirektor atmete auf, als er den Kriminalinspektor eintreten sah.

„Gut, daß Sie da sind! Ich hatte ja Ihr Telegramm aus Rotterdam in Händen und erwartete Sie heute morgen; aber es hätte doch unterwegs eine Verzögerung geben können."

„Ich bin sogar einen Zug früher gefahren. Ich war schon früh 2 Uhr hier."

„Das ging ja fabelhaft rasch."

„Ich hatte diese Nacht noch dringende Arbeit hier."

„Hier?"

„Ja. — Es ging alles, wie ich es erhoffte. Ich bin sehr zufrieden."

„Gut, daß wir den Bruno Bauer nun auch haben! — Aber davon später. — Hören Sie, auf Hohenfried ist wahrhaftig der Teufel los. Wir haben Nachricht von dort, daß heute nacht ein schwerer Einbruch verübt wurde. Es wurde in des alten Gerdahlen Arbeitszimmer eingebrochen und der Schreibtisch vollkommen demoliert."

„Nette Sache! — Ich muß sofort hinaus."

„Ja, Sie sollen hinaus! — Ich möchte nicht wieder einen anderen Beamten senden. — Ihr Herr Kollege Deissinger hat ja zwar jetzt auch draußen gearbeitet." —

„Deissinger?"

„Das wissen Sie wohl noch nicht? — Die Nichte der Frau Gerdahlen wurde verhaftet. Sie hat Frau Gerdahlen zu vergiften versucht."

„Was?" — So ist das also geworden?"

„Das überrascht Sie scheinbar gar nicht sehr?"

„Nein, etwas Aehnliches sah ich kommen."

„Und beugten dem nicht vor?"

„Ich sah voraus, daß es bei einem Vergiftungsversuch bleiben würde."

„Hören Sie, Sie sprechen in Rätseln!"

„Nur noch einen Tag Geduld! Ich habe bald alle Fäden in der Hand. Der Herr Staatsanwalt wird seine Freude an meiner Arbeit haben. — Ich fahre jetzt nach Hohenfried. Dann suche ich ihn auf."

Paul Stein fuhr sogleich nach Hohenfried. Ganz allein. Dort empfing ihn Egon Gerdahlen.

„Ich bin wirklich froh, daß Sie da sind, Herr Kriminalinspektor. Wir haben heute nacht einen unerhörten Einbruch hier gehabt. Niemand hat etwas gehört."

Fortsetzung folgt.

Ein Grabstein

Skizze von Walther Mittasch

Im tiefen Tal liegt ein Dorfkirchhof, auf den blicken von allen Seiten die Steingesichter der Berge, denen die schwarzgrünen Wälder anhaften wie verwilderte Bärte. Zerfallenes Mauerwerk gürtet den kleinen Totengarten; Holunderbüsche wedeln mit weißen Dolden über einem Steinhäuschen; darin liegen graugelbe, zahnbewehrte Schädel gestapelt, über denen ein verstaubtes, rotes längst erloschenes Lämpchen baumelt. — Auf den schmalen, engen Gräbern sind die üblichen häßlichen Glasklötze und Porzellanengel. Seitab aber fand ich ein Totenplätzchen, über dem lastete ein zackiger, schwerer Steinbrocken, an dem rötliche Algen klebten, anzuschauen wie Spuren und Abdrücke von blutigen Fingern eines Menschen, der diesen grauen Stein gehoben und getragen hatte. Von dieses Steines rauher Oberfläche hob sich, in seltsam unbeholfenen Buchstaben, das einsame Wort „ANNA" ab, um das wie blutige Tränen die roten Flechten sich ordneten. — Ich habe dieses Steines Geschichte erlauschen können. — Diese lautet:

Der Christoph Radhauser ist eines Schmiedemeisters Sohn gewesen. Wer am harten Amboß den Hammer schwirren läßt und aus spähenden Augen ins sprühende Feuer und auf zischendes Eisen starren muß, dem härten sich Hände und Herz, und wenn er von Natur schon ein spröder Mensch ist, so fällt's ihm schwer, in Gottes Welt sich zurecht zu finden. Kam noch hinzu, daß dem jungen Christoph schon frühe das tosende Wasser des Wildbaches und der klirrende Singsang der Werkzeuge die Ohren geschädigt hatten, so daß er dem Mißtrauen der Schwerhörigen verfiel. So ward er ein Gesell, der gern abseits ging, auf Bergpfaden wanderte —, in Tagen, da rauher Wind und Neuschnee den Mantel der Einsamkeit über vereiste Höhen und im Nebel qualmende Täler breiteten.

Die anderen bemühten sich, ihn in ihren Reigen zu ziehen. Das Dörfchen ist nicht ohne alle Weltfreude. Sie haben dort ein Bauerntheater und eine Kapelle, die beide rührig sind. Der Christoph Radhauser versuchte, mit den anderen im Schritt zu gehen, übte sich auf der Klarinette. Aber dann war es ihm quälend, wenn die Saisongäste dastanden, um zu lauschen. — Obgleich kaum jemals einer über ihn lachte, — der Christoph ist doch immer mißtrauisch gewesen; und als einmal der Jähzorn über ihn gekommen, blies er mit Absicht greuliche Mißtöne, mitten in einem Andante des Papa Haydn. Er erreichte, daß ein paar Stadtgecken prusteten, worauf die beiden ersten Geigen dem Trotzigen auflauerten und ihm im Winkel am Friedhofe das Fell gerbten.

Auch mit dem Theater ist die liebe Not gewesen. Da hat er einen widerspenstigen Bauernlackel spielen sollen. Diese Rolle war ihm wie auf den Leib geschrieben. Ein paarmal hat er sie gegeben, bis ihn auch da wieder die jählings hochsprudelnde Wut würgte, so daß er einmal — mitten in das Beifall klatschende Publikum hinein — zwei Steine schleuderte...

Aber bei den Proben zum Spiel geriet er in die Nähe der blonden, sanften Anna Bachrainer und in ein Netz aus haarfeinen, festen Goldfäden, wie Frau Minne es seit Jahrtausenden webt... Seitdem wurde der Einsame noch verschlossener. Wie ein Wildkater die Taube anschleicht... so ist es gewesen. Das Bachrainer-Häuschen lag oben am Hange; und um das Fensterchen, hinter dessen rotgepunktetem Vorhange das Goldlicht eines Lämpchens webte, strich der verliebte Schmiedegesell herum — hin und wieder Klarinette blasend —, gar seltsam zärtlich und ohne jeden Mißton. — Und als die beiden Flämmchen zum hellen Brand gediehen, haben diese grundverschiedenen Menschen den Ehebund geschlossen —, die blonde, sanfte, herzleidende Anna und der hartschalige Eisenschmieder, dessen Herz ja auch „krank" war, wenn es auch laut und gut pochen konnte.

Zunächst ist die Fahrt gut gegangen; bis das erste Kind kam. — Damals hat der Teufel die Krallen nach dem Christoph gezückt. — Eifersucht... Eifersucht auf das Kind, das viel Pflege brauchte. Es wollte dem wilden Gesellen nimmer einleuchten, daß er nun an zweiter Stelle zu stehen habe. — Auch kam hinzu, daß Anna in jenen Tagen und Monden Kräfte verlor und so merkwürdig müde und blaß wurde. Dem robusten, sinnenstarken Manne war dieses weh-weiche Wesen fremd und störend. Und so weitete sich allmählich die Kluft zwischen Mann und Weib. Ueber diese Kluft sah Anna mit klaren, bettelnden Augen, — über diese Kluft starrte der Mann mit lauernden, unruhigen Blicken. — Damals lief er wieder auf einsamen Wegen und kam sich — ohne all' und jeden Grund — verraten und betrogen vor. In den Schmieden lachten sie über ihn, wenn er so Andeutungen hinknurrte. Die Anna hat nicht viel Worte gemacht. Sie ist oft zu Menschen gegangen, die stille und gute Seelen hatten.

Den Christoph aber bekam der Teufel in die Klauen. Ein hübscher Kerl ist er nie gewesen. Nun aber bildete er sich ein, daß seine Häßlichkeit ihm zum Verhängnis werden müsse. Zweimal hat er, im Zornanfall, den Spiegel in Scherben geschlagen, — schreiend: „Daß ich häßlich bin, das weiß ich eh'! — Und daß Du hübsch bist, weshalb brauchst Du das zu wissen?"

Die Anna hat die Scherben gesammelt und demütig gelächelt. — Und die Kluft wurde wieder weiter. Damals ist der Alois Weber im Dorfe aufgetaucht. Sofort warf der Christoph einen grollenden Verdacht auf den blassen, blonden Gesellen. Mögen auch Neckereien der anderen hinzugekommen sein... jedenfalls hat das Schadenfeuer bald hell genug gebrannt. — Und war doch alles eine lächerliche Torheit. —

An einem Frühlingsmorgen sind Christoph und Anna über den Weg am Wildling gegangen. Im Walde hat ein Paar wilder Tauben geruckst und über der Schneespitze ein Adler seine Kreise gezogen.

An jener Stelle aber, wo der Weg zwischen zwei steilen Hängen hinkriecht, wandte der Christoph sich plötzlich um, mit harter Faust nach dem Weibe greifend.

„Jetzt sag'!" knirschte er. „Bei allen Heiligen gesteh' es... was Du... was Du hast — mit ihm — mit dem Alois Weber...!"

Die Anna wurde kreideblaß; aber ihre Augen glichen blaubrennenden Kohlen.

„Du lieber Narr..." sagte sie leise. „Ich weiß wohl, daß Du mich da in den Abgrund stoßen kannst. Ich sage Dir, Christoph: Gott wird zwei Engel schicken, die mich tragen werden... denn mein Sinn ist rein..."

Da hat er den Griff gelockert und ist schweigend weitergegangen —

Zwei Wochen darauf starb Anna. — Der Doktor hat gesagt: „Es ist Ihre Schuld, Radhauser. So ein Herz ist eine Uhr. Und in die Uhr stößt man nicht mit einem Messer..."

Der Christoph merkte, wie die Dorfleute kalt und fremd an ihm vorbei gingen. Die Blumen, die er auf das schmale Grab pflanzte, wurden nachts von anderen ausgerissen und zertreten. — Keiner hatte ihm sein Neueleid glauben wollen. —

Heute aber noch redet der graue Stein für den Unseligen.

— Diesen Stein brach er dort oben aus dem Hange, wo er und Anna an der klaffenden Kluft standen. Er hat ihn aufgeladen und zu Tale geschleppt. — Eine bitterschwere Arbeit, die kein anderer bezwungen haben würde. Der Stein war sehr, sehr schwer und hatte scharfe Kanten. Stöhnend und blutend mußte der Einsame ihn tragen.

Er selbst hämmerte den Namen „Anna" hinein.

Wenn sein Knabe herangewachsen ist, wird er ihm die Geschichte dieses Grabsteines erzählen.

Puder und Schminke — — für Museen. In Liverpool fand eine Zusammenkunft von Kuratoren und Assistenten der Museen der Britischen Inseln statt, auf der ein Meinungsaustausch über die neuesten Methoden der Erhaltung musealer Schätze erfolgen soll. Mr. Perry, der Sachverständige für Wirbeltiere in der zoologischen Abteilung des Museums zu Liverpool, hat dabei ein hervorragendes Zeichen männlichen Mutes zum besten gegeben. Er will nämlich nachweisen, daß man mit ein wenig roter Schminke und mit einigen Quasten voll Puder einem griesgrämigen, ausgestopften Affen so viel „Leben" geben kann, wie es sonst nur ein sehr lebendiges Tierchen im Zoologischen Garten aufweist. Er behauptet, daß er durch die Redensart „von hinten Museum, von vorn Lyzeum" auf den guten Tip gekommen sei.